

STEPHAN LESSENICH

**NICHT
MEHR
NORMAL**

**GESELLSCHAFT AM RANDE DES
NERVENZUSAMMENBRUCHS**

 **HANSER BERLIN**

STEPHAN LESSENICH

**NICHT
MEHR
NORMAL**

**GESELLSCHAFT AM RANDE DES
NERVENZUSAMMENBRUCHS**

 **HANSER BERLIN**

Über das Buch

Wie geht eine Gesellschaft damit um, dass nichts mehr normal ist? Der Soziologe Stephan Lessenich zeigt, wie die Überwindung einer überholten Normalität gelingen kann.

Die Welt befindet sich im permanenten Ausnahmezustand. Nach der Finanzkrise, der Migrationskrise, der Klimakrise hat die Coronakrise den Alltag jedes Einzelnen erfasst. Und dann gibt es auch noch Krieg in Europa. Es wird immer deutlicher, dass die bewährte Normalität, nach der wir uns sehnen, nicht mehr zurückkehren wird. Stattdessen herrscht allgemeine Verunsicherung. Mit klarem Blick analysiert Stephan Lessenich die Reaktion unserer Gesellschaft auf ihre Krisen und denkt über die Fragen nach, die uns alle umtreiben. Wenn die alte Normalität nicht mehr trägt und auch nicht mehr zu ertragen ist: Was tritt dann an ihre Stelle? Und welche Dynamiken setzen ein, wenn gesellschaftliche Mehrheiten sich an Gewissheiten klammern, die immer drängender in Frage gestellt werden?



Stephan Lessenich

Nicht mehr normal
Gesellschaft am Rande des
Nervenzusammenbruchs

Hanser Berlin

Inhalt

Einleitung — Nicht mehr normal

Kapitel 1 — Der Wille zur Normalität

Kapitel 2 — Die folgenreiche Folgenlosigkeit der Finanzkrise

Kapitel 3 — Deutschland — eine Einwanderungsgesellschaft?

Kapitel 4 — Fossile Mentalitäten

Kapitel 5 — Wer hat Angst vor der »Identitätspolitik«?

Schluss — Gesellschaft am Rande des Nervenzusammenbruchs

Dank

Nachweise

Literatur

SPIEGEL: Herr Professor, vor zwei Wochen schien die Welt noch in Ordnung ...

Adorno: Mir nicht.

Theodor W. Adorno im SPIEGEL-Interview, 4. Mai 1969

Einleitung

Nicht mehr normal

»Was ich dann so fühle / ist nicht mehr normal«

Ideal, *Blaue Augen* (1980)

»Deutschland. Aber normal.« Was auch immer man von der AfD, ihrem Programm und ihrem Personal, halten mag: Der Werbeslogan, mit dem die selbsternannte Alternative zum etablierten Parteiensystem in den Bundestagswahlkampf 2021 zog, stellte die Politmarketingkünste der Konkurrenz eindeutig in den Schatten. Die eingängige, in jedem Sinne plakative Sentenz dürfte nicht nur den Nerv der eigenen Gefolgschaft getroffen haben. Sie lässt sich auch als treffender Ausdruck eines Lebensgefühls lesen, das weit über ein als deutschnational sich verstehendes oder als »rechtspopulistisch« etikettiertes Sozialmilieu hinausreicht.

»Normal« war ja tatsächlich kaum mehr etwas, seitdem Anfang 2020 die Pandemie jäh Einzug gehalten hatte in die Lebensrealität nicht nur der Deutschen, sondern gleich der ganzen Welt. Mit jedem Tag, den das, wie es zunächst technisch hieß, »neuartige SARS-Cov2-Virus« sich als das Gegenteil einer Eintagsfliege erwies, gewann ein unheimliches Gefühl an Kraft: dass sich hier eine grundlegende Veränderung ankündigt, eine neue gesellschaftliche Ära anbricht, in der das bislang Gewohnte

außergewöhnlich wird, das zuvor Selbstverständliche fraglich — und gerade das Anormale normal.

Gaststättenbesuche und Reisen, Freunde einladen und die Oma umarmen, einen Betriebsausflug machen, selbst das alltägliche In-die-Schule-Gehen: Was »einst«, also noch bis vor wenigen Tagen, völlig normal gewesen war, erschien plötzlich wie eine Erinnerung an eine andere, unreal gewordene Welt. Und ebenso plötzlich, wahrhaftig von einem Tag auf den anderen, passierten Dinge, die man eigentlich nur als Szenen aus Katastrophenfilmen kannte: verwaiste Straßen und leergekaufte Regale, tägliche Warnmeldungen und nächtliche Ausgangssperren, eine untergründige Nervosität und allgemeine Verunsicherung.

Unheimlich war das alles, weil die normalitätserschütternden Folgen pandemischer Verhältnisse uns »damals«, im Jahr 2020, weniger unbekannt als vielmehr fremd gewesen waren: Probleme vergangener Generationen und ferner Regionen. Entsprechend erinnerten Expert:innen nun an die Geschichte der Pest (und Camus wurde kurzzeitig zum Verkaufsschlager) oder verwiesen darauf, dass krisengewohnte Bevölkerungen ärmerer Weltgegenden eine besondere Fähigkeit zur »Resilienz« (das wissenschaftlich-politische Zauberwort der Zeit) entwickelt hätten. Das Fremde am Pandemiegesehen wurde dadurch befördert, dass das Virus aus China kam, und seine Ver-Fremdung weiter gesteigert, indem fleißig an — besagten Katastrophenfilmen nachempfundenen — Schauergeschichten von geheimen Laboren und perversen Essgewohnheiten im Fernen Osten gestrickt wurde.

Im Kern aber lag, und liegt auch heute noch, das Befremdliche am Coronavirus in seiner Eigenschaft als ungebeter Besucher, als Eindringling in eine geordnete, zumindest rückwirkend als heil wahrgenommene Welt. Seit Georg Simmel kennt die Soziologie die Figur des »Fremden«, seines Zeichens sozialer Konterpart zum »Gast«: Während dieser kommt und aber auch wieder geht, was ihm, so er sich anständig benimmt, das Wohlwollen und die Wertschätzung der Gastgebenden bereitet, kommt jener, um zu bleiben — ungefragt, unangekündigt, ungewollt. Genau deswegen ist der Fremde oder, entpersonalisiert und allgemeiner gefasst, das Fremde, auf eine Weise immer auch das Unerhörte, Unvermessene, Unverschämte. Niemand hatte das Virus eingeladen, auf einmal war es da, machte sich breit, setzte sich fest — und nun werden wir es irgendwie nicht mehr los. Unheimlich.

Kein Wunder, dass aus der unheimlich-befremdenden Ausbreitung des »Chinese virus« (Donald Trump) der intensive gesellschaftliche Wunsch nach Normalität erwuchs: Die Sehnsucht nach Wiederherstellung des Alten und Gewohnten, nach Rückkehr der eigenen, heimeligen, anheimelnden Welt. Und noch weniger verwundert ein solcher, den *Status quo ante* herbeiwünschender, retrosozialer Impuls, wenn man in Rechnung stellt, dass es ja nicht nur »Corona« ist, das uns nach dem gewohnten Leben trachtet. Vielmehr häufen sich inzwischen die Erschütterungen des vor kurzem noch Selbstverständlichen: Mittlerweile soll man nicht mehr rauchen, weil es tödlich, nicht mehr fliegen, weil es umweltschädlich, und kein Fleisch mehr essen, weil es

beides ist. Wo man auch hinkommt, überall nur noch Gesundheitsapostel, Menschenfreunde und Klimabewegte; wo man auch hinsieht, alles Mahner und Veganer. Und natürlich Mahner*innen und Veganer*innen, Gendersternchen allenthalben: Nicht einmal reden darf man mehr, wie einem der (männlich-weiße) Schnabel gewachsen ist. Oder?

Deutschland — nicht mehr normal: Wie polemisch, verbissen, ja verrückt — ver-rückt — die Auseinandersetzung mit dem Veränderten von mehr oder weniger »querdenkerischer« Seite auch geführt werden mag, im Kern trägt das Gefühl ja nicht. Im Kern spüren es auch all jene, die man keineswegs zum harten Kern der Coronaleugner, Klimaskeptiker oder Fremdenfeinde zählen würde: Die alte Normalität hat Risse bekommen, sie ist brüchig geworden. Und alle Wahrscheinlichkeitsrechnung sagt uns: Sie wird nicht wiederkommen. An immer mehr Fronten verschieben sich die Grenzen des Sag- und Machbaren, immer mehr Gruppen meinen öffentlich mitreden zu müssen und politisch mitgestalten zu können. Die alte Normalität, an der keineswegs nur die Alten hängen, ist im Entschwinden begriffen, das Neue ist *here to stay* (die Inflation der Anglizismen eingeschlossen). Aber noch ist dieses Neue selbst nicht normal, noch erschüttert es nur die alten Selbstverständlichkeiten und Selbstverständnisse — was Tür und Tor öffnet für unkalkulierbare gesellschaftliche Reaktionen.

Um diesen Zusammenhang soll es hier gehen: Darum, wie eine Gesellschaft damit umgeht, dass ihr die bisherige Normalität abhandenkommt. Welche sozialen Dynamiken

werden in Gang gesetzt, wenn gesellschaftliche Mehrheiten an Gewissheiten festhalten, die immer häufiger und drängender in Frage gestellt werden? Wie verhält sich die postnormale Gesellschaft zu der allmählich wachsenden Einsicht, dass das, was ihr bislang normal zu sein schien, bei genauerem Hinsehen *nicht mehr normal* war? Und dazu, dass ein *back to normal* nicht nur äußerst unwahrscheinlich ist, sondern geradezu irrsinnig wäre? Wenn aber die alte Normalität nicht mehr trägt und sie auch nicht mehr zu ertragen ist: Was kann dann an ihre Stelle treten? Und wie damit umgehen, dass der Wille zur Normalität in der Erfahrung seiner Realitätsfremdheit wohl kaum erlahmen wird, sondern sich im Zweifel aggressiv seinen Weg bahnen dürfte?

Die »Corona-Krise« war nur die vorerst letzte, für uns in Deutschland alltagspraktisch spürbarste Erschütterung des gewohnten Laufs der Dinge — ehe dann auch noch das Äußerste, weithin Unvorstellbare geschah, nämlich Krieg in Europa. Im Verein mit den hinter uns liegenden, zeitweilig unter ihr verborgenen, aber selbst keineswegs ausgestandenen Krisenphänomenen des frühen 21. Jahrhunderts — »Finanzkrise«, »Migrationskrise«, »Klimakrise« — hat die Pandemie den Nerv einer Gesellschaft getroffen, die daraufhin Nerven zeigt. Man kann den von dieser untergründigen Nervosität getragenen Aufstieg von Affektpolitiken beklagen, man kann das leicht entzündliche Erregungspotenzial aktueller gesellschaftspolitischer Debatten mit Sorge beobachten. Klar aber dürfte doch sein, dass genau dies, nämlich die starke Gefühlsaufladung des auch nur noch

gewohnheitshalber so genannten öffentlichen »Diskurses«, ein deutliches Zeichen für das ist, was gesellschaftlich auf dem Spiel steht: die Fortschreibung oder aber Überwindung einer Normalität, die nicht vergehen will.

Kapitel 1

Der Wille zur Normalität

Was heißt hier eigentlich »normal«?

Das ist doch nicht mehr normal: Im alltäglichen Sprachgebrauch stellt die Anrufung von vermeintlicher »Normalität« eine immer wieder und wie selbstverständlich in Anspruch genommene Ein- und Ausgrenzungskategorie dar. Mit der Zuordnung eines Phänomens oder Problems zur Sphäre wahlweise des Normalen oder aber nicht (mehr) Normalen wird nicht nur eine — gewissermaßen harmlose — Unterscheidung zweier Welten vorgenommen. Vielmehr steckt in der Trennung des einen vom anderen zugleich immer auch ein Urteil über den Charakter beider Welten: Hier die des Gängigen, Geläufigen, Gewohnten — dort die des von all dem Abweichenden. Die beurteilende Scheidung des Gewöhnlichen vom Außergewöhnlichen zieht Grenzen der sozialen Akzeptanz oder, mehr noch, solche der Akzeptierbarkeit: Was auf der Seite des Normalen verortet wird, wird gebilligt oder ist zumindest hinzunehmen; auf der anderen Seite der Unterscheidung hingegen, jener des Anormalen, findet sich all das wieder, was den Urteilenden als unangemessen und inakzeptabel gilt.

Die Rede vom »nicht mehr« Normalen zeigt allerdings gleichzeitig an, dass in Fragen von Normalität keineswegs

nur eindeutige, binäre Unterscheidungen gängig sind: so oder so, 1 oder 0, ganz oder gar nicht. Die soziale Konstruktion von Normalität bewegt sich vielmehr in Grauzonen, in den uneindeutigen Zwischenwelten des *noch* oder aber *schon nicht mehr* als normal gelten Könnenden. Beispiele hierfür — und für die damit verbundene Verschiebung von Normalitätsstandards über die Zeit — finden sich im gesellschaftlichen Leben zuhauf. Über eine lange Zeit hinweg galt etwa die Konstruktion der biologisch-sozialen Einheit von Vater-Mutter-Kind als »Normalfamilie«, ja als Familie schlechthin, wohingegen andere, von diesem Modell abweichende Formen der intimen Vergemeinschaftung gar nicht erst den Familienstatus für sich reklamieren konnten.

Bekanntermaßen haben sich die Normalitätsstandards in diesem Feld zuletzt deutlich verschoben, als Familie sind mittlerweile auch verschiedenste alternative Sozialkonstellationen akzeptiert, von dem aus aufgelösten Vorgängerbeziehungen neu zusammengestellten Patchwork-Haushalt bis zur adoptionsrechtlich- oder reproduktionstechnisch erweiterten gleichgeschlechtlichen Paarbeziehung. Allerdings verweist gerade dieses Feld auch auf die Trägheit von gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen: *Ganz normal* ist es auch heute noch nicht, wenn nebenan Felix und Tobias mit ihrem kleinen Töchterchen wohnen. Und bei Kaffee und Kuchen ist es eben doch immer noch der Rede wert, wenn Scheidungskinder sechs oder mehr Personen als Opa und Oma bezeichnen können. Bei aller rechtlichen

Liberalisierung und sozialen Diversifizierung: *normal* ist etwas anderes, nach wie vor.

Ganz ähnlich verhält es sich im Feld der Integration — selbst eine der zentralen Normalisierungskategorien unserer Zeit — von Migrant:innen. Was hierzulande in der gesellschaftlichen Wahrnehmung als das Normalste der Welt gilt, nämlich ein stinknormaler Mittelschichtshaushalt (ganz stereotyp vorgestellt: Ehepaar mit Hund und Kindern, bzw. umgekehrt, beide berufstätig, im gepflegten Reihenhaus lebend, er fährt den Mittelklassewagen, sie den kleinen Kompakten), wird umgehend zur Besonderheit, wenn besagter Haushalt zufällig aus Bosnien oder Portugal stammt. Uğur Şahin und Özlem Türeci, das Gründerpaar der Firma BioNTech, werden in der politisch-medialen Öffentlichkeit nicht nur als das gehandelt, was sie eigentlich sind — ganz normale medizinische Unternehmer:innen, die mit einem äußerst marktgängigen Produkt unverhofft ein Vermögen gemacht haben —, sondern auch und vor allem als Vorzeigeintegrierte ausgestellt, die ihren Millionen türkischen oder türkischstämmigen Mitbürger:innen als Vorbild dafür dienen sollen, was in Deutschland normal sein oder wenigstens werden könnte.

Auf besondere Weise aufschlussreich für die soziale Praxis der Konstruktion von Normalität ist eine im Jahr 2016, auf dem Höhepunkt der sogenannten »Flüchtlingskrise«, von dem damaligen CSU-Generalsekretär Andreas Scheuer öffentlich getätigte Aussage: »Das Schlimmste« für die deutsche Ausländerpolitik sei »ein fußballspielender ministrierender

Senegalese« — denn nach drei Jahren im Land »wirst Du [den] nie wieder abschieben«. Interessant an dieser Sentenz ist weniger die offenherzige Enttarnung der offiziellen Integrationsrhetorik durch den skandalumwitterten späteren Bundesverkehrsminister: Abgelehnte Asylbewerber werden nicht geduldet, selbst wenn sie so tun, als seien sie »einer von uns«.¹ Bemerkenswert ist aber vor allem die rhetorische Doppelbewegung: Mit nur zwei Worten kann das Bild der jedenfalls in Scheuers niederbayerischen Heimat normalen Lebensführung männlicher Jugendlicher gezeichnet werden — nur um diese idyllisch anmutende Normalitätsvorstellung wiederum durch den Verweis auf ein einziges Merkmal, nämlich das der nicht-deutschen (oder hier wohl maßgeblich: afrikanischen) Herkunft des jungen Mannes, wirkungsvoll zu durchkreuzen. Insofern darf — oder muss — man vermuten, dass aus des CSU-Politikers Mund irgendwie auch Volkes Stimme sprach. Ob integriert oder nicht, ob Asylbewerber, Arbeitsmigrant oder Staatsbürgerin: Schwarze in Deutschland, schwarze Deutsche (ein Oxymoron!) gar — *das ist doch nicht mehr normal!?*

Die so reformulierte Redewendung, mit Ausrufe- und Fragezeichen versehen, führt zu einer weiteren Dimension der gesellschaftlich gepflegten Normalitätssemantik. Denn der fragende Ausruf ist als Ausdruck von Irritation und Vergewisserungsbedarf zu verstehen, als mehr oder weniger händeringende Suche nach identitärer Bestätigung, zumindest aber nach argumentativer Bestärkung — in diesem Falle all jener, die sich selbst als

»normale Deutsche« begreifen. Ganz allgemein aber ist damit eine wesentliche soziale Funktion des Anormalitätsurteils (oder auch nur -verdachts) angesprochen: Hier soll Ungewissheit bearbeitet, Verunsicherung abgebaut werden. Plötzlich begegnen wir Senegalesen, die ministrieren, und Türkinnen, die reüssieren? Auf einmal werden Lesben Mütter und Schwule Gesundheitsminister? *Was, bitte schön, soll daran denn normal sein? Wo in Herrgottsnamen leben wir eigentlich?*

»Normalität« zwischen Regel und Regelmäßigkeit

Genau: In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Diese Frage, die »ganz normale« Leute ganz alltäglich umtreibt, und zwar in aller Regel ohne jeden definatorischen oder gar wissenschaftlichen Anspruch, ist eine — vielleicht sogar *die* — zentrale Frage der Soziologie. Und jenseits der zahlreich kursierenden, historisch-konkreten Begriffsbestimmungen (»Risikogesellschaft«, »Wissengesellschaft«, »Externalisierungsgesellschaft« u. v.a. m.) einerseits, unterschiedlicher soziologischer Glaubensbekenntnisse andererseits, wird man ganz generell sagen können: Wir leben in einer Gesellschaft der Regeln und Regelmäßigkeiten, des Normierten und Normalen.

Die beiden damit benannten Dimensionen des Normalitätsbegriffs gilt es hier von Anfang an analytisch auseinanderzuhalten: »Normal« im soziologischen Sinne ist das, was von einem bestehenden Regelsystem als Richtschnur des sozialen Handelns vorgegeben, mithin als